

Es ist noch nicht zu ermes- sen, was da bei alles zum Vorschein kommen wird: Fünfzig Jahre, nachdem das Zweite Vatikanische Konzil am 28. Oktober 1965 das Verhältnis der katholischen Kirche zum Judentum neu definierte, konnten in München die ersten Tagebücher von Michael Kardinal von Faulhaber veröffentlicht werden. Der wortgewaltige und wegen seiner Einstellung zur Weimarer Republik wie zum nationalsozialistischen Deutschland umstrittene Kardinal hatte mehr als 40 Jahre bis zu seinem Tod 1952 jeden Tag in persönlichen Aufzeichnungen festgehalten. Über verschlungene Wege gelangten diese nicht für eine Veröffentlichung gedachten Einträge 2010 in das Erzbischöfliche Archiv München.

Seit 2013 kooperiert nun das Erzbischöfliche Archiv München erstmals in seiner Geschichte im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Editionsprojekts mit Andreas Wirsching vom Institut für Zeitgeschichte in München und Hubert Wolf vom Seminar für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte der Universität Münster. 32 Tagebuchbände, dazu mitunter undurchsichtig verstreute Beiblätter in einem Gesamtumfang von 30 000 Textseiten zu 15 000 Tagen, sind zu sichten und kritisch zu edieren. Die DFG finanziert das Projekt über zwölf Jahre.

Schon allein das Sichten gestaltete sich schwierig, weil Faulhaber überwiegend in der ehemals weitverbreiteten Kurzschrift Gabelberger schrieb. Da heutzutage fast niemand mehr Gabelberger beherrscht, hat sich das aus Historikern, Theologen und Informatikern bestehende interdisziplinäre Faulhaber-Team zu Gabelberger-Experten ausbilden lassen. Die Wieder-auffrischung dieser Kulturtechnik könnte künftig auch anderen Forschungsprojekten zugutekommen.

In Anbetracht des Umfangs der Aufzeichnungen Faulhabers war für Andreas Wirsching und Hubert Wolf schnell klar, dass sie die Tagebücher und Beiblätter in Form einer dem Open Access verpflichteten Online-Edition publizieren würden (www.faulhaber-edition.de). Für alle Interessierten offen zugänglich sind nun die digitalisierten Bilder der Originaldokumente, denen die transkribierte Fassung sowie eine kommentierte Leseversion zur Seite gestellt werden können. Es lassen sich biographische Angaben zu erwähnten Personen aufrufen, Verlinkungen zu weiterführender Literatur anklicken, diverse Suchfunktionen nutzen.

Beim Beginn der Edition war noch unklar, inwiefern man künftig Sachkommentare einbauen wird. Editionsbeirat und Redaktion haben inzwischen festgehalten, dass es wünschenswert wäre, möglichst umfassend zu kommentieren. Nachgedacht wird über ein Glossar für liturgische Fachtermini, einen Nachweis für die von Faulhaber angeführten Schriften sowie eine historische Kontextualisierung zentraler Stellen. Das Ergebnis wird im Netz zu verfolgen sein. Ebenso wie die Erweiterung der Editions-inhalte, die nach und nach um die aktuell als erste online gestellten Tagebucheinträge der Jahre 1918, 1919 und 1933 ergänzt werden. Die Auswahl dieser drei Jahre lässt schon erkennen, dass die Editoren die Person Faulhaber nicht auf die Zeit des Nationalsozialismus und die Frage, wie er zu den Juden stand, reduzieren möchten. Der Leser der Tagebücher Faulhabers kommt nah heran an dessen Emotionen, aber auch an das Selbstverständnis und die Handlungsmotive.

Dem überzeugten Monarchisten setzt vor allem der politische Umbruch 1918/19 zu: „Fürs Gewissen eine neue Lage: Demokratisch und katholisch keine Gegensätze mehr“, hält Faulhaber am 2. Dezember 1918 fest und polemisiert gegen die Mitchristen: „Die Protestanten werden sich bei ihrer ungeheuren Anpassungsfähigkeit eher zurecht finden, während wir lieber das ganze Kirchenvermögen als einen Grundsatz opfern.“ Die Tagebucheinträge verdeutlichen die tiefe Abneigung des Erzbischofs gegenüber

Krisenjahre eines Kirchenfürsten in München

Die Online-Edition der Tagebücher von Kardinal Faulhaber hat begonnen. Seine Reaktionen auf die demokratische Revolution im Herbst 1918 und auf die beginnende Judenverfolgung des Frühjahrs 1933 kann man schon nachlesen.



Mehr als vierzig Jahre notierte Michael Kardinal Faulhaber Tag für Tag seine Gedanken und Beobachtungen. Hier sieht man ihn an seinem Arbeitstisch im Bischofshof Speyer, um 1915.

Foto Erzbischöfliches Archiv München

jeglicher Störung der öffentlichen und für ihn gottgegebenen monarchischen Ordnung. Die ganze bisherige Stellung der katholischen Kirche wird fraglich. Wie wird es mit den Konfessionsschulen weitergehen? Wie mit dem Religionsunterricht? Wenn für Faulhaber auch klar ist, dass die kirchliche Oberbehörde grundsätzlich keine politische Führung übernehmen kann, verurteilt er die Ab-

schaffung der Monarchie scharf: „Seit acht Tagen Republik... Die Narren jubeln!“, notiert er am 15. November 1918. Gleichzeitig hat der Erzbischof von München und Freising Angst, physische Angst. Ihn plagt Herzklopfen, das nicht verschwinden will und ihm den Schlaf raubt – „Heute Nacht glaubte ich zu sterben wegen Herzklopfen“ (12. November 1918), er wird von Weinkrämpfen geschüt-

telt und zeigt sich mehrmals „entschlossen zum Sterben“ (so am 8. November 1918). Am 13. November hält er fest: „Der Abschied vom Leben ist in diesen Tagen vorbereitet.“ Faulhaber verbrennt die Briefe seiner Mutter und die aus seiner Bischofszeit. Das biblische Bild des Märtyrertods, zu dem er bereit sei, taucht mehrmals auf. Am 19. Dezember 1918 „hat die Hetze gegen die Geistlichen einen diabolischen

Sprachliche Distanzierung

Illokutive Durchreiche: Zur Funktion der Partikel „halt“

Man sagt „halt“, meint aber keinen, eben kein Substantiv, man setzt nur die Partikel, genauer: die Abtönungs- oder Modalpartikel, um der Aussage etwa eine subjektive Färbung zu geben, auf zuvor Geäußertes mit einer gewissen Skepsis, keinem ganzen Einverständnis zu reagieren. „Eben“ oder „ja“ können eine nähmliche Funktion erfüllen, die der Chemnitzter Sprachwissenschaftler Winfried Thielmann, der auch bereits über „schon“ eingehender nachgedacht und geschrieben hat, jetzt näher bestimmt. Zugleich unterstreicht er auf diese Weise die Bedeutung der sprachwissenschaftlichen Pragmatik, auf deren Feld die in Frage stehende, schriftsprachlich traditionell eher ungebrauchliche Art der unveränderlichen Redeteilchen liegt („halt“, in: Deutsche Sprache, Jg. 43, Heft 1, Erich Schmidt Verlag, Berlin 2015).

Die Funktionalität der Partikel „halt“ gelte es, so seine These, im Zusammenhang des konkreten sprachlichen Handelns zu bestimmen, was er, ausgehend von beispielhaften Sprechsituationen, unternimmt. Dem Sprecher gestatte sie, deren Etymologie noch immer umstritten sei, „eine Distanzierung von der – für ihn selbst problematischen – Wirklichkeitskonstellation, indem diese als explizit seinen handelnden Eingriffsmöglichkeiten entzogen verbalisiert wird“. Die Partikel diene, so Thielmann umschreibend, als

„illokutive Durchreiche“. Was genau der Sprecher als unverfügbare kennzeichne, sei es der Sachinhalt der Äußerung, Teile davon oder der illokutive Akt, also Absicht und Zweck der Äußerung als solche, das müsse dann der Hörer rekonstruieren, dem eine anspruchsvolle Deutungsleistung abverlangt werde.

Eine komplexe Dimension entfaltet die Partikel demnach sowohl auf der Sprecherebene wie auf der Hörerebene. Wer ihre Funktion in erster Linie grammatisch bestimme, werde dieser Dimension nicht gerecht, schreibt Thielmann. So zeitigt eine kleine Ursache eine große Wirkung: Die kleine Partikel verweist auf große, weite Felder der konkreten sprachlichen Kommunikation und der Pragmatik. Und die Linguistik demonstriert einmal mehr, dass auch vermeintlich Selbstverständliches, Alltägliches nicht leicht zu bestimmen und zu erklären ist. THOMAS GROSS

Eine Übersetzung von Shakespeares Sonett 66 (F.A.Z. vom 21. Oktober) schrieben wir Rayk Wieland zu. Diese stammt aber von dem Dichter Karl Werner Plath. Die Stasi-Kommentare, die wir erwähnten, sind fiktiv. Wir hatten unsere Angaben dem Band „Digestif: Shakespeares Sonett 66“ entnommen und bitten den Fehler zu entschuldigen. F.A.Z.

Aber ich bin doch das Nesthäkchen!

Schluss mit den ewigen Ausreden: Der Einfluss der Geschwisterfolge

Kritik an charakterlichen Unzulänglichkeiten ließ sich bislang laienpsychologisch mit Verweis auf die Geschwisterposition wunderbar abschmettern. Woher die permanente Angst komme, beim Essen nicht satt zu werden? Natürlich sind die beiden größeren Brüder schuld, die sich früher stets gigantische Portionen auf ihre Teller geladen und dann hastig verspeist haben! Ein gesteigertes Bedürfnis nach Zuwendung und Aufmerksamkeit lässt sich als Ausdruck eines jahrelangen Kampfs um die ungerecht verteilte elterliche Gunst interpretieren. Ich bin doch ein Sandwichkind, die Erstgeborene, das Nesthäkchen!

Nur taugt die Rangfolge der Geburten nicht mehr als Argument. Psychologen der Universitäten Leipzig und Mainz kommen in einer international vergleichenden Studie zu dem Ergebnis, dass die Geschwisterposition lediglich einen sehr geringen Einfluss darauf hat, wie wir wurden, was wir sind. „Unser zentraler Punkt ist, dass die Geschwisterposition für die Persönlichkeit keine große Rolle spielt. Für Intelligenz und Intellekt finden wir sehr kleine Effekte, für die anderen Persönlichkeitseigenschaften gar keine, was sowohl prominente psychologische Theorien als auch weit verbreiteten Vorstellungen in der Bevölkerung widerspricht“, so Stefan Schmucke von der Universität Leipzig. Die Forscher analysierten Daten von mehr als 20 000 Er-

wachsenen aus Deutschland, Großbritannien und den Vereinigten Staaten. Für alle drei Länder gilt, dass die zentralen Persönlichkeitseigenschaften Extraversion, emotionale Stabilität, Verträglichkeit, Gewissenhaftigkeit und Neurotizismus nicht statistisch signifikant mit der Geschwisterposition zusammenhängen.

Bei der Intelligenz stellten die Wissenschaftler vom Erstgeborenen zum Letztge-



Größeres Potential? Foto Avalon/Visum creative

Grad erreicht. Es wird noch Priesterblut fließen“, konstatiert Faulhaber als Beobachter der politischen Ereignisse und beweist Galgenhumor, wenn er am Heiligen Abend des Revolutionsjahres in Anbetracht geplanter Putschversuche nach der Christmette notiert: „Die Sänger nahmen deshalb das kürzeste Gloria und sangen im Galopp, um wieder hinaus zu kommen.“

Während der politische Umbruch 1918/19 Faulhaber persönlich stark mitnimmt, kommentiert er den Umbruch 1933 eher sachlich. An der Monarchie hing sein Herz, an der Weimarer Republik nicht. Ordnung soll herrschen, und in Berlin nicht wieder das Chaos einziehen. Wengleich festzuhalten ist, dass die Tagebücher einen Lernprozess Faulhabers zeigen: Er, der den Ersten Weltkrieg als gerechten bezeichnete und als Feldprobt der kämpfenden Truppe geistlichen Beistand spendete, notiert 1933, dass er gegen die Wiederbewaffnung und die Wiedereinführung der Wehrpflicht ist. Er gehörte dem Friedensbund Deutscher Katholiken an und seit 1928 den „Amici Israel“, einer priesterlichen Vereinigung der Freunde Israels, die Juden und Christen (und hier besonders Katholiken) versöhnen wollten. Sie wenden sich zum Beispiel gegen die als Schmähung empfundene Passage des Betens „für die treulosen Juden“ im Karfreitagsgebet.

Hatte sich der Kirchenfürst also zum Paulus gewandelt? Nicht ganz. Seine Persönlichkeit bleibt in den Tagebüchern ambivalent und schillernd. Was sein Verhältnis zu den Juden betrifft, so vermengt sich ein gewisser religiöser Antijudaismus mit der unkritischen Übernahme von Begriffen aus dem politischen Antisemitismus („Judenstämmling“). Für Faulhaber waren vor Gott zwar alle Menschen gleich und nicht in Rassen zu gliedern; dennoch verurteilt er den ersten Judenboykott 1933 nicht. Aus unterschiedlichen Gründen: Ein Eintrag im Beiblatt vom 1. April 1933 zeigt, dass er den Boykott als Bedrohung nicht ernst nehmen konnte: „Der Boykott, mit einem beispiellosen Tamtam angekündigt, dauerte einen Tag... dann wurde abgebrochen. Die erste große Aktion der Nationalen Regierung endet mit einem Fiasko.“ Gleichzeitig hält Faulhaber „die Juden“ für stark genug, um mit solchen Dingen selbst fertig zu werden: „Wenn etwas die Macht der Juden beweist, nämlich des internationalen Börsenkapitals, dann dieser Ausgang.“

Und noch ein Argument hat für ihn Gewicht. Gefragt, warum die Kirche, warum er nicht Partei ergriffen habe für die Juden, schrieb er am 10. April 1933: „Die Haltung der Kirche ist consequent, aber nicht so, dass sie immer gleich drein fährt. Und immer so, dass sie fragt, ob nicht größeres Übel daraus entstehe.“ Das größere Übel wäre es für ihn gewesen, wenn sein Eintreten für die Juden den neuen Machthabern einen Grund in die Hand gegeben hätte, gegen die Kirche und die Katholiken vorzugehen. Genau dieses Argument, durch Schweigen noch größeres Übel zu vermeiden, war auch das des engen Weggefährten und Freundes von Faulhaber, des Kardinalstaatssekretärs Eugenio Pacelli und späteren Papstes Pius XII.

Da derzeit erst knapp 500 der insgesamt 15 000 Tage aus den Aufzeichnungen Faulhabers erschlossen und online abrufbar sind, kann über die schließliche Wirkung der Edition noch nichts gesagt werden. Vielen Fragen nähern sich die Editoren erst: Wie setzte Faulhaber sein eminent großes Netzwerk ein? Nutzte sein enger Freund Pacelli, der spätere Papst, das Faulhabersche Netzwerk mit? Wann erfuhr Faulhaber von der Vernichtungspolitik? Und wie reagierte er? Schließlich: Wie steht er zur nie veröffentlichten Enzyklika „Humani generis unitas“ mit der Verurteilung der nationalsozialistischen Rassenideologie von Papst Pius XI.? Die Antworten werden innerhalb der nächsten zehn Jahre im Netz nachzulesen sein. MYRIAM HÖNIG

Falscher Albert Schweitzer

Ein freier Mensch?

Es geht um ein Bekenntnis, das mit der Überschrift „Ich bin ein freier Mensch“ im deutschen Sprachraum zu einem beliebigen liberalen Lebensmotto geworden ist und Albert Schweitzer (1875 bis 1965) zugeschrieben wird: „Ein freier Mensch: Ich will unter keinen Umständen ein Allermensch sein. Ich habe ein Recht darauf, aus dem Rahmen zu fallen – wenn ich es kann! Ich wünsche mir Chancen, nicht Sicherheiten! Ich will kein ausgehaltener Bürger sein, gedemütigt und abgestumpft, weil der Staat für mich sorgt. Ich will dem Risiko begegnen, mich nach etwas sehnen und es verwirklichen; Schiffbruch erleiden und Erfolg haben. Ich lehne es ab, mir den eigenen Antriebe mit einem Trinkgeld abkaufen zu lassen. Lieber will ich den Schwierigkeiten des Lebens entgentreten als ein gesichertes Dasein führen. Lieber die gespannte Erregung des eigenen Erfolges statt die dumpfe Ruhe Utopiens! Ich will weder meine Freiheit gegen Wohltaten hergeben, noch meine Menschenwürde gegen milde Gaben. Ich habe gelernt, selbst für mich zu denken und zu handeln, der Welt gerade ins Gesicht zu sehen und zu bekennen: Dies ist mein Werk! Das alles ist gemeint, wenn wir sagen: Ich bin ein freier Mensch.“

Schweitzer, der „Urwald doktor“, wurde oft selektiv rezipiert, er wird als protestantischer Ersatzheiliger, als Grüner (bevor es die Grünen gab), als Träger des Friedensnobelpreises, Menschen- und Naturfreund und als Atomkraftgegner verehrt. Seine Ethik mag mit dem Bekenntnis „Ich bin ein freier Mensch“ kompatibel sein, aber das im Netz ohne Quellenangabe verbreitete Zitat wird von Kennern schon rein sprachlich spontan als Fremdkörper empfunden.

In der Tat stammt es von Dean Alfange, und die Quelle ist in dem Buch „Respectfully Quoted: A Dictionary of Quotations“ (2010) festgehalten. Das Zitat wurde dem Eintrag von Dean Alfange in „Who's who in America“, Ausgabe 1984/1985, angefügt. Es lautet in englischer Sprache: „I do not choose to be a common man. It is my right to be uncommon – if I can. I seek opportunity – not security. I do not wish to be a kept citizen, humbled and dulled by having the state look after me. I want to take the calculated risk; to dream and to build, to fail and succeed. I refuse to barter incentive for a dole. I prefer the challenges of life to the guaranteed existence; the thrill of fulfillment to the stale calm of utopia. I will not trade freedom for beneficence nor my dignity for a handout. I will never cower before any master, nor bend to any threat for a handout. It is my heritage to stand erect, proud and unafraid; to think and act for myself, to enjoy the benefit of my creations and to face the world boldly and say: This, with God's help, I have done. All this means to be an American.“

Ursprünglich wurde „The American creed“ im Magazin „This Week“ veröffentlicht. Bekannt aber wurde es durch den Wiederabdruck im „Reader's Digest“ (Oktober 1952 und Januar 1954), wobei dort die Passage „I will never cower before any master nor bend to any threat“ und die Passage „to stand erect, proud and unafraid“ fehlten – wie übrigens auch in der angeblichen Schweitzer-Version. Dafür wurde am Ende „to be an American“ durch „to be an entrepreneur“ ersetzt.

Dean Alfange (1897 bis 1989) war der Sohn jüdisch-griechischer Emigranten aus Istanbul. Er hatte in den Vereinigten Staaten für vier verschiedene Parteien erfolglos für politische Ämter kandidiert. Vor der Gründung des Staates Israel leitete er die zionistische Organisation „Committee to Arm the Jewish State“ und im Zweiten Weltkrieg das „Emergency Committee to Save the Jewish People of Europe“. Das Zitat ist in den Vereinigten Staaten bekannter als sein Autor. Es gibt Versuche, es auf den Freiheitsdenker Thomas Paine (1737 bis 1809) zurückzuführen, was aber aus inhaltlichen und stilistischen Gründen höchst unwahrscheinlich ist.

Vermutlich wollte in der deutschen Version der freie Übersetzer (oder war es eine Übersetzerin?) den amerikanischen Schluss, den man bereits im „Reader's Digest“ in „to be an entrepreneur“ abgewandelt hatte, zum Verschwinden bringen, die Spuren in die Vereinigten Staaten verwischen und das Zitat durch die Zuschreibung an einen einst weltbekanntesten Friedensnobelpreisträger und Urwald doktor aufwerten und allgemein beliebt machen.

Das deutschsprachige Zitat mit der angeblichen Autorschaft von Albert Schweitzer taucht nach 2007 erstmals auf. Unter dem unverfänglichen, humanitären Schweitzer-Label kommt die durch und durch unternehmerische Maxime gut an. Sie erscheint in einer neueren Publikation der „Stiftung für die Freiheit“, und der Rosstocker Hayek-Club widmete ihr eine ganze Veranstaltung. Wird das Zitat zum Schweitzer-Türöffner für eine neue Internetgeneration, die weder den Urwald doktor noch den Philosophen, Theologen und Friedensnobelpreisträger kennt und sich kaum die Mühe machen wird, sich in sein literarisches Werk zu vertiefen? ROBERT NEF